

Die Zukunft

Herausgeber:

Maximilian Harden.

Inhalt:

	Seite
Zukunftspläne. Von Friedrich Wilhelm Fürsten zu Ysenburg	309
Christliche Wissenschaft. Von Katharina Weber	317
Vollmondnächte. Von Marie von Bunsen	321
Himmelhannes. Von Paul Kalisch	329
Anzeige und Brief über Rußlands Dichtung. Von M. H.	334

Erscheint jeden Sonnabend.

Preis vierteljährlich 5 Mark, die einzelne Nummer 50 Pf.



Berlin.
Verlag der Zukunft.
Wilhelmstraße 3a.
1915.

Abonnementspreis (vierteljährlich 13 Nummern) M. 5.—, pro Jahr M. 20.—; unter Kreuzband bezogen, Deutschland und Oesterreich M. 5.65, pro Jahr M. 22.60; Ausland M. 6.30, pro Jahr M. 25.20.
Bestellungen nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten entgegen sowie der
VERLAG DER ZUKUNFT, BERLIN SW. 48, Wilhelmstr. 3a, Fernspr. Lützow 7724.

Alleinige Anzeigen-Annahme der Wochenschrift „Die Zukunft“ nur durch
Max Kirstein,
Berlin SW. 68, Markgrafenstr. 59.
Fernsprecher Amt Zentrum 10809 u. 10810.



Berlin, den 11. Dezember 1915.

Zukunftpläne.

Wir müssen hoffen, daß der längste Theil des Krieges hinter uns liegt. Deshalb richtet sich der Blick in die künftige Zeit und fragt, wie die Verhältnisse im Reich sich gestalten werden.

Daß unsere Armee sich bewährt hat, ist zweifellos. Doch auch hier hat sich in einzelnen Fällen Reformbedürfniß gezeigt. Unsere Feldartillerie war im Anfang zu leicht. Dieser Fehler ist jetzt schon verbessert worden. Doch muß hier noch Manches geschehen. Die Kavallerie muß mehr als bisher für den Infanteriedienst ausgebildet werden. Daß diese und andere noch erforderlich werdenden Reformen sicher durchgeführt werden, dafür bürgt der Wille unseres Kaisers. Er hat ja schon angeordnet, daß, mit geringen Ausnahmen, unsere Armee auch im Frieden feldgrau bleibe. In militärischer Beziehung können wir also mit Ruhe den kommenden Zeiten entgegensehen. Für den Fall eines späteren neuen Krieges, den uns vielleicht die Einkreisungpolitik Englands wieder beschert, werden wir noch besser gerüstet dastehen als im Sommer 1914.

Weniger günstig sieht die Sache aber auf wirthschaftlichem Gebiet aus. Die richtige Ernährung unseres Volkes konnte nur durch außerordentliche Gewaltmaßregeln aufrecht erhalten werden. Eben so aber, wie Deutschland militärisch sicher dasteht, muß es künftig auch wirthschaftlich gesichert sein. Eine englische Blockade wäre uns dann gleichgiltig. Durch die Oeffnung des direkten Landweges nach dem Orient wird wohl schon viel gebessert werden. Vielleicht gewinnen wir auch im Osten Gebiet, das wir neu kultiviren können und das uns dann reichliche Produkte bringen wird. Doch auch in dem Deutschland von heute selbst muß auf erhöhte landwirthschaftliche Produktion hingearbeitet und wir da-

durch selbständiger und vom Ausland unabhängiger gemacht werden. Der Grundsatz muß lauten: „Was im Inland erzeugt werden kann, darf nicht vom Ausland bezogen werden, auch wenn es von dort billiger angeboten wird.“ Um dieses Ziel zu erreichen, brauchen wir die Schutzzölle, die der exportirenden Industrie in geeigneter Weise ersetzt werden müssen. Aber der Grundsatz muß noch weiter ausgelegt werden. Ist es möglich, Einfuhrartikel, die wir nicht im Inland erzeugen können, durch Surrogate, die wir selbst herstellen können, zu ersetzen, so muß man unbedingt diese Möglichkeit ausnutzen. Als Beispiel führe ich das Petroleum an. Ueberall müssen elektrische Ueberlandcentralen geschaffen werden, damit möglichst viele deutsche Wohnstätten Elektrisches Licht haben können. Wir haben Torfmoore, große Braunkohlenlager, die sich gut zur Erzeugung billiger Energie eignen; und der Süden besitzt in dem Alpengebiet große Wasserkräfte. Daß wir einen hohen Petroleumzoll brauchen, versteht sich von selbst; sonst fiele der Reiz zur Errichtung von Ueberlandcentralen nach dem Krieg sofort wieder weg.

Das Reich muß einen hohen Preis für die Erzeugung künstlichen Gummis oder eines brauchbaren Surrogates aussetzen, auch wenn wir gleich nach dem Krieg mit Gummi geradezu überschwemmt werden sollten. Der mansfelder Kupferbergbau muß, mit staatlicher Unterstützung, in bescheidenem Umfang wieder eingerichtet, aber so geleitet werden, daß im Nothfall die Produktion schnell erhöht werden kann. Man muß versuchen, andere Gespinnstfasern in Deutschland zu erzeugen, um die Jute zu verdrängen. Auch muß wieder mehr Hanf- und Flachsbau getrieben werden. Das bekannte Weidenröschen, das in vielen Waldgegenden in Massen vorkommt, soll ein sehr guter Juteersatz sein. Während der Schlagruhe, die drei Jahr lang nach einem Fichtenabtrieb der Rüsselkäfergefahr wegen eingehalten werden muß, ließe sich diese Pflanze in großen Mengen und fast kostenlos anbauen. Doch auch hier wäre ein Schutzzoll auf ausländische Gespinnstfasern unbedingt nöthig. Aehnlich liegt es bei den Oelfrüchten.

Leider sind wir aber in der Zollschutzfrage seit dem Rücktritt des Fürsten Bismarck auf Abwege gerathen. Der Mann „ohne Ar und Halm“, der höchst unfreiwillige Begründer des Bundes der Landwirthe, Reichskanzler von Caprivi, hat, in einer unverständigen Handelspolitik, unsere Landwirthschaft dem Ausland geradezu geopfert. Er hat unsere Feinde (früher schlechte Freunde), die Italiener, durch einen Handelsvertrag gekräftigt, der, wegen der Meistbegünstigungsklausel, Frankreich noch viel

mehr genützt hat. Von dieser unglücklichen Klausel darf überhaupt nicht mehr die Rede sein. Wir brauchen autonome Zolltarife und zwar zwei: gegen die Nationen, die Gewichtszölle haben, eben solche, gegen Völker aber, die uns mit Werthzöllen ärgern, auch Werthzölle. Begünstigungen können nur von Fall zu Fall, gegen angemessene Gegenleistung, eingeräumt werden.

Vor Allem müssen wir aber dafür vorsorgen, daß in Deutschland niemals wieder, auch nicht in einem Krieg, das Getreide knapp sein könne. Hier giebt es zwei Wege, die ans Ziel führen; beide müssen betreten werden. Zunächst müssen die Getreidezölle so erhöht werden, daß der Getreidebau im Inland rentirt; der Identitätnachweis bei der Wiederausfuhr ist unentbehrlich. (Dem Osten muß durch Verbesserung der Binnenschiffahrt und der Kanäle und durch einen Eisenbahnenstaffeltarif geholfen werden.) Nothwendig ist aber auch die Aufstapelung großer Getreidevorräthe.

Beim Ausbruch des Krieges haben sich die Kriegsdarlehnskassen mit ihrem Recht zur Ausgabe von Noten sehr gut bewährt. Wir haben niemals eine Geldstockung gehabt. Sicher ist auch, daß unsere Kriegsanleihen niemals in so großem Umfang gezeichnet worden wären, wenn wir nicht diese Kassen gehabt hätten. Sie werden nach dem Krieg wieder eingehen und wir werden, wie früher, auf das Bargeld, die Reichs- und andere Banknoten und auf die Reichskassenscheine angewiesen sein. Sehr oft tritt aber der Fall ein (und zwar mit jeder besseren Konjunktur), daß Mangel an Geldumlaufsmitteln entsteht. Dann wird der Goldvorrath der Reichsbank angegriffen und als kalter Wasserstrahl auf die günstige Konjunktur folgt die Diskonterhöhung. „O hätten wir unsere Darlehnskassenscheine noch", wird dann Mancher ausrufen.

Hier liegt aber die Möglichkeit vor, ein ähnliches Institut zu errichten und große Vorräthe von Getreide aufzuspeichern, deren Aufbewahrung nicht nur nichts kostet, sondern sogar noch Geld einbringt. Man gründe, wenn man kein Staatsinstitut daraus machen will, nach dem Muster der Reichsbank eine Gesellschaft, die unter Staatsaufsicht steht und an der der Staat betheiligt ist. Diese Gesellschaft soll in ganz Deutschland die erforderlichen Getreidelagerhäuser errichten. Jedermann kann Getreide dorthin abliefern und es, gegen angemessene Zinszahlung, beleihen lassen. Die Darlehnsbeträge werden in Kassenscheinen ausgegeben, die Zwangskurs haben, für die Reichsbank also bares Geld bedeuten. Gehen aber die Getreidepreise zu sehr in die Höhe, dann benutzt die Gesellschaft das ihr zustehende Kündigungrecht und zwingt die Darlehennehmer zu Rückzahlung

und Zurücknahme ihres Getreides. Dadurch wird ein großer Theil der Besitzer zum Verkauf genöthigt und schnell eine Preisermäßigung eintreten. Die Gesellschaft kann aber auch selbst Getreidehandel treiben und, zum Beispiel, das Militär versorgen. Fraglich ist auch, ob es nicht zweckmäßig wäre, statt des Getreidezolles das Einfuhrmonopol für Getreide zu Gunsten dieser Gesellschaften einzuführen.

Daß Getreide für Noten mindestens eine eben so gute Deckung wie Gold bietet, ist zweifellos. Nur darf natürlich nicht zu hoch beliehen werden; höchstens zu zwei Dritteln des Marktwerthes. Gold besitzt doch nur einen Scheinwerth; verlöre die Welt den Geschmack daran oder fände man irgendwo sehr große Goldlager, so würde der Werth rasch verringert. Ein Wenig sahen wir in der letzten Zeit ja schon davon. Gold ist, wie König Midas unangenehm empfunden hat, kein Nahrungmittel. Getreide kann aber niemals, so lange es Menschen giebt, werthlos werden; es ist und bleibt das wichtigste, unentbehrlichste Nahrungmittel.

Schon im Frühjahr 1914 habe ich die Einsetzung eines Reichsbankbeirathes gefordert und damit beim Centralverband Deutscher Industrieller und bei dem Bunde der Landwirthe großen Anklang gefunden. Dieser Beirath, auf dessen Einrichtung ich hier nicht näher eingehen kann, oder dessen Ausschuß soll namentlich seine Zustimmung zur Diskonterhöhung der Reichsbank geben. Er könnte aber auch die Höchstpreise des Getreides bestimmen, die Preise, nach deren Ueberschreitung die Lombardgeschäfte in Getreide gekündigt werden müssen. Weil der Krieg kam, ist diese Frage, wie so viele andere, unerledigt geblieben.

Wir müssen befürchten, daß, wie nach 1870/71, auch nach unserm Krieg die Lebensmittelpreise zu hoch bleiben werden. Das muß man mit allen erlangbaren Mitteln verhindern. Das beste und wirksamste Mittel wäre die Wiedereinführung der Taxen für Brot und Fleisch; für die Gewerbe der Schlächter und Bäcker müßte die Gewerbefreiheit aufgehoben und der Betrieb an eine Konzession geknüpft werden. Die Taxen wären zwischen der zuständigen Innung und der Gemeindebehörde auf der Grundlage der Getreide- und Viehpreise, der Selbstkosten und eines angemessenen Gewinnes zu verabreden. Beschwerden werden im Verwaltungstreitverfahren erledigt, haben aber keine aufschiebende Wirkung, sondern können nur, unter bestimmten Umständen, die Gemeindeverwaltung zu Entschädigung verpflichten. Luxusausgaben werden nicht berücksichtigt. Bäcker- und Schlächterläden sollen wieder einfacher werden. Sie können sich in die Nebenstraßen der Städte

zurückziehen. Auch die Freizügigkeit dieser Ladeninhaber muß auf einzelne Bezirke beschränkt werden. Die Bäcker- und Schlächtermeister werden gar nicht ungern auf diese Vorschläge eingehen, die sie ja vor einer manchmal nachtheiligen Konkurrenz schützen. Das Pumpwesen muß natürlich wegfallen und Barzahlung oder monatliche Regelung üblich werden. Für jeden weiteren angefangenen Monat darf der Meister ein halb Prozent Zinsen (also sechs Prozent im Jahr) zuschlagen. Auch dagegen wäre nichts einzuwenden, daß die Inhaber dieser beiden Gewerbe zu den im Konkurs bevorrechtigten Gläubigern gezählt würden und gleich nach den Apotheken kämen. Wird durch Erhöhung der Einwohnerzahl eine Vermehrung dieser Gewerbe erforderlich, so müssen die Kommunen berechtigt sein, diese neuen Konzessionen zu erwerben und durch Geschäftsführer auszuüben oder zu verpachten.

Die größte Schwierigkeit wird bei der Einrichtung der Budgets des Reiches und der Einzelstaaten entstehen. Wir werden ganz außerordentliche Mehrausgaben bekommen, während die Steuerkraft in Folge des Krieges, bis auf die Ausnahme der am Kriegsgewinn Betheiligten, sehr verringert sein wird. Wir haben eine ungeheure Kriegsschuld zu verzinsen. Ob und in welcher Höhe wir Entschädigung für die Kriegskosten erhalten werden, ist ungewiß. Landgewinn rentirt auch, aber erst nach Jahren. Dann haben wir für die im Krieg Beschädigten und für die Hinterbliebenen zu sorgen, unsere Kriegsrüstung zu ersetzen und zu vermehren. Hierzu brauchen wir Geld, Geld und noch einmal Geld. Da wird von der Linken der Ruf erschallen: „Den stärkeren Schultern muß die Last auferlegt werden.“ Sollen diese Schultern aber Alles allein tragen, so werden sie erlahmen und auch die Industrie in gefährlicher Weise schwächen. Schon der Wehrbeitrag hat gezeigt, wie schwierig es ist, hohe Steuern nur auf größere Vermögen zu legen. Er hat knapp eine Milliarde gebracht und man mußte ihn, um schwere Schäden zu vermeiden, noch auf drei Jahre vertheilen. Was bedeutet aber das Drittel einer Milliarde im Verhältniß zu den Summen, die wir brauchen werden! Und schon diese eine Drittelmilliarde führte dicht an die Vermögenskonfiskation. Also muß man andere Steuerquellen suchen. Da ist zunächst die Besteuerung der Kriegsgewinne. Die bringt nur einmal Ertrag; und auch darauf setze ich nicht sehr hohe Hoffnungen. Viele Kriegsgewinne, besonders die durch Handel erworbenen, werden sich verstecken oder durch Schiebungen unfaßbar gemacht werden. Vielen Kriegsgewinnen werden aber auch Kriegsverluste entgegenstehen, an die man doch auch denken muß. Sehr wichtig

ist deshalb, darauf zu sehen, daß die Steuererträge zwischen Reich, Einzelstaaten, Kommunal- und ähnlichen Verwaltungen genau und streng vertheilt werden. Indirekte Steuern aller Arten und Namen, eben so Gerichts- und Umsatzstempel (nicht die Gerichtskosten) und alle Luxussteuern, Theater- und Kinoabgaben, Jagdpässe und Aehnliches müssen dem Reich gehören; dazu kommen, wie bisher, die Zölle, Bier-, Branntweinsteuer und das hierzu Gehörige. Reicht Alles noch nicht, dann muß die Ergänzung durch Matrikularumlagen geschaffen werden. Die Einzelstaaten erhalten die direkten Steuern nebst der Erbsteuer. Die Kommunen die Grund-, Gebäude- und Gewerbesteuer; genügen diese Steuern nicht, so sind Zuschläge (nicht auf die Erbsteuer) zu den Staatssteuern, aber nur bis zu höchstens hundert Prozent, gestattet. Braucht eine Gemeinde mehr, dann muß sie ihren Kredit benutzen und sparen oder vom Staat Unterstützung erbitten. Das Selbe gilt für die übrigen Kommunalverwaltungen und für die Kirchengemeinden. Auch hier muß der zulässige Höchstzuschlag zu den Staatssteuern bestimmt werden. Das Bier ist jetzt recht theuer; trotzdem wird viel getrunken und die Brauereien machen gute Geschäfte. Deshalb ist durchaus nicht nöthig, daß nach dem Krieg das Bier wieder viel billiger werde. Eine beträchtliche Erhöhung der Biersteuer ist eine berechtigte Forderung. Das gilt auch für den Trink-Alkohol. Bei dem Entschluß zu einer Weinsteuer müßte man sehr vorsichtig sein: sonst leidet der kleine Winzer, auf den, als den Schwächeren, sie abgewälzt wird. Dieser Stand hats aber schon schwer genug. Höchstens dürfte man eine Banderolesteuer auf theure Flaschenweine, die als solche zum Verkauf kommen, legen; etwa fünfzig Pfennige auf Weine zum Preis von mehr als zwei Mark die Flasche und eine Mark auf die Flasche im Preis von mehr als fünf Mark. Hierdurch werden die kleinen Winzer geschont und nur die großen Weingutsbesitzer belastet, die es vertragen können. Auch die Einführung des Tabakmonopols muß erwogen werden; mehr als unsere Tabaksteuer (mit den Cigaretten) würde es zunächst wohl kaum bringen. Bei zu starker und zu rascher Anziehung der Steuerschraube würde ein Konsumrückgang eintreten, der viele Arbeiter und noch mehr Arbeiterinnen brotlos machen könnte. Die Einführung des Monopols würde wiederum aber die Anstellung vieler im Krieg Beschädigten, besonders der Offiziere und Unteroffiziere, ermöglichen.

Diese Steuererhöhungen sind, darüber müssen wir uns klar werden, ein Tropfen auf den heißen Stein. Wir müssen eine

Steuer einführen, die dem Reich sichere und große Beträge bringt, keine Erhebungskosten verursacht, gerecht, dabei aber erträglich und so beschaffen ist, daß man sich an sie gewöhnen kann. Eine Steuer dieser Art wäre die Kohlensteuer, und zwar in der Höhe von etwa zwei Mark für die Tonne Steinkohle und von etwa einer Mark für die Tonne Braunkohle. Die eingeführte ausländische Kohle würde den selben Betrag als Zoll bezahlen. Die Steuer würde von den Zechen auf Grund ihrer Förderbücher erhoben. Sie wäre jedesmal ein halbes Jahr nach der Förderung fällig. Rückvergütung würde nur bei den Erzeugnissen der Industrien gewährt, die Kohle nicht nur zu Kraftzwecken brauchen; Beispiele: Eisenindustrie, Keramik, Glashütten; und auch nur bei der Ausfuhr ihrer Produkte, nicht beim Inlandverkauf. Der angemessene Rückvergütungsatz ist leicht festzustellen. Bei der Kohle, die das Reich selbst braucht, ist eine Rückvergütung nicht erforderlich, da der Steuerbetrag doch nur von einer Tasche in die andere geht. Die Staatseisenbahnen können aber ganz gut diese Steuer tragen; die Gründe wären den für die Fahrkartensteuer angeführten gleich.

Die Kohlensteuer wäre eine vollkommen gerechte Steuer. Niemand kann sich ihr entziehen. Die unteren Klassen werden sie kaum empfinden. Die Industrie wird sich daran gewöhnen und sich, weil sie jeden Konkurrenten trifft, rasch damit einrichten. Sie wird zu Sparsamkeit und zu gründlicher Ausnutzung der Kohle anreizen. Dies ist aber sehr nützlich: denn die Vorräthe, die noch in der Erde liegen, sind nicht unbegrenzt. Mit den Wasserkräften ist es anders. Torf und Holz wächst nach. Deshalb muß Wasserkraft frei bleiben. Außerdem würden die Kohlen nach dem Krieg vermuthlich auch ohne Besteuerung eben so theuer werden, nur zu Gunsten der Zechenbesitzer. Die, als Folge der neuen Steuer, sogleich einsetzende Vertheuerung der Kohle wird manche unnöthige Neugründung in der Industrie verhindern. Nach einem Krieg (so wars ja auch nach 1870/71) wird aber fast immer zu viel gegründet und dadurch eine ungesunde Ueberproduktion bewirkt. Das zu verhindern oder mindestens einzuschränken, ist für die Volkswirthschaft wichtig. Die von dieser Steuer hart betroffene Industrie muß sich sagen, daß sie sonst noch viel reichlicher bluten müßte, ohne sicher zu sein, daß sich die Konkurrenz nicht der Steuer geschickt entzieht, was bei der Kohlensteuer ausgeschlossen ist. Die Verstaatlichung des Kohlensyndikates (oder wenigstens die Sicherung staatlichen Einflusses) ist zu erwägen.

Dies sind meine Ansichten. Ich habe sie nur in Umrissen

aufgezeichnet; wollte ich sie ausführlich schildern, so müßte ich ein Buch schreiben. Sie werden sicher im Ganzen oder zum Theil angegriffen werden. Ich werde mich gern besseren Vorschlägen fügen. Denn ich bin stets belehrbar gewesen.

Wächtersbach.

Friedrich Wilhelm Fürst zu Ysenburg und Büdingen.



Glauben Sie ja nicht, daß ich gegen die großen Ideen Freiheit, Volk, Vaterland gleichgiltig sei. Nein. Diese Ideen sind in uns, sind ein Theil unseres Wesens und Niemand vermag sie von sich zu werfen. Auch liegt mir Deutschland warm am Herzen. Ich habe oft einen bitteren Schmerz empfunden bei dem Gedanken an das deutsche Volk, das so achtbar im Einzelnen und so miserabel im Ganzen ist. Eine Vergleichung des deutschen Volkes mit anderen Völkern erregt uns peinliche Gefühle, über welche ich auf jegliche Weise hinwegzukommen suche; und in der Wissenschaft und in der Kunst habe ich die Schwingen gefunden, durch welche man sich darüber hinweg zu heben vermag: denn Wissenschaft und Kunst gehören der Welt an und vor ihnen verschwinden die Schranken der Nationalität. Aber der Trost, den sie gewähren, ist doch nur ein leidiger Trost und ersetzt das stolze Bewußtsein nicht, einem großen, starken, geachteten und gefürchteten Volk anzugehören. Den Glauben an Deutschlands Zukunft halte ich fest. Sie sprechen von dem Erwachen, von der Erhebung des deutschen Volkes und meinen, dieses Volk werde sich nicht wieder entreißen lassen, was es errungen und mit Gut und Blut theuer erkauft hat: die Freiheit. Ist denn wirklich das Volk erwacht? Weiß es, was es will und was es vermag? Der Schlaf ist zu tief gewesen, als daß auch die stärkste Rüttelung so schnell zur Besinnung zurückzuführen vermöchte. Und ist denn jede Bewegung eine Erhebung? Erhebt sich, wer gewaltsam aufgestört wird? Sie berufen sich auf die vortrefflichen Proklamationen fremder und einheimischer Herren. Ja, ja: „Ein Pferd! Ein Pferd! Ein Königreich für ein Pferd!“ (Goethe; 1813.)

Friede und Freude kann nicht sicher wiederkehren auf Erden, bis, wie die Kriege volkmäßig und dadurch siegreich geworden sind, auch die Friedenszeiten es werden; bis auch in diesen Zeiten der Volksgeist gefragt und in Ehren gehalten wird; bis das Licht guter Verfassungen herantritt und die kümmerlichen Lampen der Kabinete überstrahlt. (Dahlmann; 1815.)



Christliche Wissenschaft.

Die heftigen Angriffe, die in letzter Zeit gegen die Christliche Wissenschaft gerichtet wurden, haben den Scientisten wieder gezeigt, daß die falschesten Meinungen über diese Lehre verbreitet sind. Diese Angriffe konnten den Scientisten eigentlich nicht berühren, denn sie richteten sich gegen Anschauungen, die nichts mit der Christlichen Wissenschaft zu thun haben. Wenn Das, was man dafür hält, die Christliche Wissenschaft wäre, dann hätte diese Religion nicht in so kurzer Zeit so viele Anhänger gefunden; denn wüchse die Bewegung nicht ständig. Denn der Christlichen Wissenschaft strömen die Leute zu, die elend und unzufrieden sind, die nicht Das gefunden haben, was sie gesund und glücklich macht. Und wenn sie in der Christlichen Wissenschaft nur Trug und Humbug fänden, würden sie kaum dabei bleiben. Thatsache ist, daß in keiner anderen Menschenklasse so viel Freudigkeit und Zufriedenheit lebt und man nirgends, so wenig Klagen vernimmt wie bei den Scientisten. Die meisten Menschen ergehen sich viel mehr in Klagen, als sie selbst wissen. Wenn man aus anderer Umgebung zu den Scientisten kommt, dann fällt Einem der Unterschied oft sehr stark auf. Auf der einen Seite lange Berichte über Krankheiten, Disharmonien, Unglück; bei den Scientisten Dankbarkeit und Freude. Dem Sinn nach hört man von ihnen immer wieder Aussprüche wie: „Mir gehts jetzt viel besser; und ich weiß, es wird immer noch besser werden, je mehr ich richtig denken lerne." Soll Das nur durch Wahnvorstellung bewirkt worden sein?

Man hat der Christlichen Wissenschaft ungefähr Alles abgesprochen und immer wieder betont, daß sie weder Religion noch Wissenschaft sei. Und doch gründet sie sich durchaus auf die Lehre Jesu. Jesus lehrte, daß wir anders denken lernen müssen. „Das Himmelreich ist in Euch", sagt er und erklärt damit das Himmelreich als einen Bewußtseinszustand. „Trachtet nach dem Reich Gottes und nach seiner Gerechtigkeit," sagt er. Wenn das Reich Gottes ein Bewußtseinszustand ist, dann bedeutet dieses Wort: „Trachtet vor Allem nach dem Bewußtsein, dem gerechten Denken, das Gott hat." Er sagt auch, wir sollten vollkommen sein wie unser himmlischer Vater; er hält also für möglich, daß wir so vollkommen denken lernen können wie Gott, daß wir das vollkommene oder göttliche Gemüth wiederspiegeln können. „Die Wahrheit macht uns frei", sagt er; und nur das Denken des vollkommenen Geistes kann Wahrheit sein. Also nur vollkommenes

Denken kann uns frei machen. „Ich habe diese Welt überwunden," sagt er; und meint sicher nicht, daß er sie mit Gewalt niedergezwungen, sondern, daß er das falsche Bewußtsein dieser Welt in sich selbst überwunden habe. Und immer wieder fordert er uns auf, ihm zu glauben. Er sagt ganz deutlich, daß wir (Alle, nicht nur seine Jünger) durch die Erkenntniß, die uns durch ihn wird, die Werke auch thun können, die er that.

Der Scientist ist überzeugt, daß Jesus nur auf innere Läuterung abzielte und daß der Mensch nur durch innere Läuterung selig werden, ins Himmelreich, in den Bewußtseinszustand der Vollkommenheit, gelangen könne. Paulus sagt: „Schaffet, daß Ihr selig werdet"; und: „Ein Jeglicher sei gesinnet, wie Jesus Christus war." Unser Schaffen, unsere Arbeit muß also darin bestehen, daß wir denken lernen, wie Jesus Christus dachte. Darin besteht nach der christlich wissenschaftlichen Auffassung die ganze Arbeit des Sterblichen.

Die Scientisten streben ernstlich nach Liebe und Barmherzigkeit und sind überzeugt, daß der allmächtige Gott lebt, auf den Jesus baute und auf den zu vertrauen er von uns verlangte. Sie glauben nicht, daß dieses Vertrauen sich auf Theorien beschränken darf, sondern beweisen ihren Glauben in der Wirklichkeit des Alltagslebens. Sie verlassen sich in allen Lebenslagen auf Gott. Das scheint mir nicht in Widerspruch zu Religion, zu Christenthum zu sein.

Wenn die Scientisten das Gebot zu erfüllen suchen, das Jesus als das vornehmste und größte Gebot bezeichnete, so streben sie nicht minder ernstlich danach, das andere, das diesem gleich ist, zu erfüllen: ihren Nächsten zu lieben wie sich selbst. In diesen beiden Geboten, sagt Jesus, „hanget das ganze Gesetz". Darum läßt sich der Scientist nicht hinreißen, Haß und Verachtung mit Haß und Verachtung zu vergelten. Er versucht ernsthaft, seiner Religion zu leben und den Nächsten so zu behandeln, wie er selbst behandelt sein möchte.

Durch das Verständniß, das ihm durch die Christliche Wissenschaft geworden, weiß der Scientist, daß, was sich ihm als Verfolger und Feind entgegenstellt, nicht der wahre Mensch ist, nicht Gottes Ebenbild, sondern falsche Annahmen, die andere Menschen hypnotisiert haben und sie zu ungerechtem Handeln treiben. Er weiß, daß diese falschen Annahmen ihn durch andere Menschen zu erreichen suchen, ihn aus der Fassung bringen wollen, ihn zu verführen trachten, selbst Haß und Wuth zu empfinden. Er weiß, daß man ihn aus der richtigen Gesinnung heraus in Empfindungen

reißen will, die nicht gut sind und die in Disharmonien führen. Der Scientist kennt die Thätigkeit des Uebels und er „arbeitet“, um frei zu bleiben von falschen Gedanken. Die läßt er, Haß und Verachtung, Empörung und Rache, nicht in sein Bewußtsein dringen. Er wendet sich an Gott, nicht, um zu bitten, daß Gott persönlich in sein Leben eingreife und die Wolken für ihn wegschiebe, nein: er „arbeitet“, um zu erkennen, wie das vollkommene Gemüth denkt, und strebt, das Bewußtsein dieses vollkommenen Gemüthes wiederzuspiegeln. So bleibt er frei von Haß-, Wuth- und auch von Furchtgedanken. Denn seine „Arbeit“, die im Erkennen besteht und im Bestreben, gehorsam zu sein, gehorsam dem Gesetz der Liebe und Gerechtigkeit, macht ihn frei von falschen Gemüthsbewegungen. Er ist überzeugt, daß, was ihn frei macht, die Wahrheit ist. Die Wahrheit, daß es nur ein Bewußtsein giebt, ein vollkommenes Bewußtsein, das ewig und allmächtig ist, und daß, wenn er dieses Bewußtsein vollkommen verstehen und wiederspiegeln wird, er vollkommen frei sein wird von allem Uebel. Er glaubt, daß er seine Seligkeit durch die Befreiung von allem falschen Denken „schaffen“ muß und daß er nur so sein Lebensproblem lösen kann.

Nicht nur der Himmel ist ein Bewußtseinszustand, sondern auch die Hölle. Der Scientist hat meist genug gelitten, bevor er zur Christlichen Wissenschaft kam; jetzt strebt er bewußt nach dem Himmel, nach dem harmonischen Bewußtsein. Das kommt ihm nicht von außen; durch innere Läuterung muß er's erlangen. Sein ganzes Streben geht jetzt dahin, sich von falschen Gedanken und falschen Gemüthsbewegungen zu reinigen. Das scheint mir nicht irreligiös zu sein.

Man ließe den Scientisten wohl ruhig ihre Theorien, wenn sie nur bei ihren Theorien blieben. Die werden heuzutage recht gleichgiltig betrachtet. Aber daß die Scientisten die christliche Religion praktisch bethätigen wollen, daß sie des Meisters Befehl „Machet die Kranken gesund!“ ernst nehmen und überzeugt sind, er habe gemeint, was er sagte: Das ist der Stein des Anstoßes, über den man nicht hinwegkann.

Die Thätigkeit des Meisters bestand zum großen Theil im Heilen. Und er heilte nicht mit Kräutern und Giften, nicht durch Massage, Bäder, Diät: er heilte vom Geist aus. Die Heilungen in der Bibel sind überwältigend. Aber wir haben eine so materialistische Weltanschauung, daß sich die meisten Menschen um diese Heilungen gar nicht kümmern. Man hält sie für unmöglich oder, im besten Fall, für Wunder. Mrs. Eddy erkannte ganz klar, daß

es Wunder, Durchbrechungen der Gesetze, nicht geben kann, daß also die Heilungen, von denen die Bibel berichtet, auf ein Gesetz begründet sein müssen. Sie erkannte das Gesetz, indem sie erkannte, daß Bewußtsein Alles ist und daß die Heilung im Bewußtsein vollzogen werden muß. Denn was außerhalb unseres Bewußtseins liegt, berührt uns gar nicht. Sie erkannte ein heilendes Prinzip. Darum hat die Christliche Wissenschaft nicht viele Methoden und viele Systeme. Sie stützt sich auf ein Prinzip, auf die Allmacht des Geistes, der allem Leben zu Grunde liegt und von dem wir deshalb abhängig sind. Während in der Medizin die Methoden und Systeme wechseln, weil sie sich nie lange halten können, hat sich das Prinzip der Christlichen Wissenschaft bewährt und bewährt sich noch und wird sich bewähren in alle Ewigkeit.

Das andere große Unrecht, daß man uns vorwirft, ist, daß wir in der Lehre Jesu (denn darum allein handelt es sich) eine Wissenschaft, sogar die einzige Wissenschaft, erblicken. Der Scientist glaubt aber, daß Wissenschaft nur die Erkenntniß der wahren Gesetze sein kann und daß wir durch Jesus wahre Gesetze erkennen. Jesus war der Wegweiser. Giebt es Geistesgesetze, so müssen sie erkennbar sein. Der Scientist glaubt, daß alle Wissenschaft uns lehren soll, zu denken wie Gott; und Jesus giebt uns das Rezept dazu. Die Kenntniß, die uns durch unzulängliche materielle Sinne wird, hält der Scientist nicht für absolute Wahrheit. Wenn wir andere Sinne hätten, stünde eine andere Welt vor uns und wir abstrahirten dann andere Gesetze.

Die Christliche Wissenschaft macht also Anspruch darauf, Religion und Wissenschaft zu sein. Die Scientisten sind überzeugt, daß durch die herrliche Lehre, die ihnen geworden, der Verstand und das Herz versöhnt wird. Sie sind überzeugt, daß Jesus gemeint hat, was er gesagt hat: die Wahrheit werde uns frei machen, frei von allem Uebel. Sie zweifeln daher keinen Augenblick, daß uns möglich ist, die Wahrheit zu erkennen und durch sie frei zu werden. Der Scientist glaubt, daß Jesus mehr erkannt hat, als unsere ganze weltliche Wissenschaft erkannt hat und je erkennen wird: die absolute Wahrheit oder Gott. Wissenschaft und Religion sind dem Scientisten ein Begriff, ein Ding, sind ihm Einheit; und er ist gewiß, daß Jesus uns nicht nur Religion gelehrt hat, sondern auch Wissenschaft, die einzige, die in allem Sturm der Zeiten besteht.

Katharina Weber.

Vollmondnächte.*)

Das Kalighat bei Kalkutta.

Mit meinem schlanken Diener aus Kashmir verließ ich um neun Uhr abends den Gasthof. Er liegt hinter dem weißen Portal von Government House neben den Marställen des Generalgouverneurs. Indische Lakaien mit rothem, goldbetreßtem Kaftan, mit besonders kunstvoll gedrehten Turbanen sind immer wieder zu sehen. Die Gegend hat die Stimmung einer kleinen Residenz.

Während wir die Straße entlang gingen, erklang laute, klirrende Musik, ein recitativartiger und doch aufgeregter Gesang. Männer und Frauen standen vor einem geöffneten Raum (es war wohl eine Wachtstube); auf den geflochtenen Pritschen hockten buntgekleidete Männer. Der eine, er hatte scharfgeschnittene Tatarenzüge, rasselte mit seinem klingelbehangenen Instrument, neben ihm schlug ein Kamerad mit der flachen Hand auf die Trommel. Ihnen gegenüber hockte ein Vorsänger, die Anderen bildeten den Chor. Merkwürdig aufreizend war der Gesang; ich vermuthete ein Kriegslied, so stürmte es vorwärts. Aber mein Diener sagte: „Es sind Soldaten vom Pendschab-Regiment, Gnädigste, sie singen zu ihrem Gott." Leidenschaftlich, mit rollenden Augen rasselte der Tatar seine Schellenstäbe, schlug sie mit nervösem Griff zusammen. Orgiastisch schwoll das Lied an; dann kam schroff das Ende. Ermattet schöpften die Männer Athem und wischten sich die Stirn.

Wir bestiegen eine Elektrische Eisenbahn. Ich wollte weit hinaus ins Heiligthum der Göttin Kali, in das Kalighat, von dem Kalkutta seinen Namen hat. Wir sahen große Geschäftsstraßen, hellerleuchtete Theater, deren Portale Herren und Damen in Abendkleidung betraten. Dann folgten vornehm-altmodische Landhäuser, weiße, klassizistische Gebäude hinter Parkmauern; vom blassen Mondhimmel hoben sich die Umrisse der Palmen, der breit ausgedehnten, üppigen Bäume. Bald darauf hörte Europa auf; zu beiden Seiten sah man Budenreihen und niedrige Häuser. Unberührter Orient, unordentlich, unsauber, doch überaus reizvoll. Hier wurden große, dunkelglasirte Tonkrüge angeboten, leuchteten die edel geformten messingenen Wassergefäße, saß mit gekreuzten Beinen der Besitzer über seine langen, zusammengehefteten Bücher gebeugt. Dort umstand eine eifrig plaudernde Gruppe in leuchtend farbigen, togenartig umschlun-

*) S. „Zukunft" vom 27. November 1915.

genen Tüchern eine Bude. Nach Sonnenuntergang wirkt die Kalkutta-Menschheit schön; dann hüllen die Männer sich in diese Toga und schreiten wie Gestalten aus großer Vorzeit daher.

Hinter den niedrigen Häusern kamen größere; und mitten durch das armsälige Quartier sauste ein hochherrschaftlicher Wagen mit weißgewandeten Dienern. Er gehört, so sagte Ahad, einem reichen, hier wohnenden Hindu-Herrn; über dem Wagenschlag hatte ich ein braunes Gesicht unter dem Turban gesehen. Jetzt hielten wir; eine Seitengasse führt an den Tempel. Das richtige Jahrmarktgewühl, wie es zu allen Zeiten die großen Heiligthümer umgab. Hier rührte ein nur mit einem kleinen Schurz bekleideter tiefbrauner Inder seinen Teig und ließ plinsenartige Kuchen in der Pfanne brodeln. Noch immer wurden dort am Blumenstand die im Lampenschein aufleuchtenden citronengelben oder orangefarbigen Ringelblumenkränze gekauft. Unsäglich roh wirkten die bunt angestrichenen Idole; in langen Reihen standen die fratzenhaften Gestalten, daneben waren Süßigkeiten kunstvoll geschichtet. Noch immer kamen und gingen die Männer (Frauen waren so spät nicht mehr zu sehen), drängten sich die farbigen Gestalten.

Nun gelangte ich auf einen freien Platz; ein Teich dämmerte und aus der dunstigen Nacht erhoben sich Palmen. Einer der wandelnden Schattenumrisse redete mich mit unterwürfiger Höflichkeit Englisch an; er sei Brahmane, Priester der Göttin Kali. Seine Züge waren regelmäßig und sinnlich: ein Antinous-Gesicht. Er zeigte mir den ersten Votivtempel, eine von schwerfälligen Stucksäulen getragene Halle, in ihrer Mitte einen heiligen Brunnen. Von der aufsteigenden Außentreppe durfte ich hinabsehen; dort unten regte sich eine dunkel verhüllte Gestalt, ihr Lämpchen erleuchtete das Lingam-Symbol. Darauf folgte ein ummauerter Teich. „Hier," sagte der Priester, „baden täglich viele weither gekommene Frauen, auf daß sie Söhne gebären." Er wies auf kleine, an einen Baum gebundene Rollen. „Geht ihr Wunsch in Erfüllung, so kommen sie und entfernen die Rolle, auf die sie ihr Gebet niedergeschrieben hatten." Singend nahte eine Pilgerschaar. Der Unterton des Gesanges war wild ekstatisch; die Anbetung der furchtbaren Kali ist ja eng mit der „Indischen Unruhe", mit den anarchistischen Wirren, mit dem Haß gegen die Fremdherrschaft verknüpft. „Eine weiße Ziege der Kali opfern" heißt: einen Engländer umbringen; in diesem Tempelhof haben vor einigen Jahren Tausende den Eid auf die Befreiung vom Joch geleistet. Mitten in dem dichten, laut singenden Menschengewühl gelangte ich in den schmalen, am Tempel vorbeiführenden

Gang. So weit ich den Bau sehen konnte, erschien er einfach, war unten mit bunten Kacheln belegt. Man hatte Lichte, Blumen, allerlei Opfergaben aufgebaut; im dunklen Hintergrund sah ich die Göttin. Ein roher Fetisch, ein brutal bemaltes Idol. Rings um mich drängten sich die erregten Pilger, beteten, sangen, priesen die große Kali, warfen goldgelbe Blüthen vor den Altar. Aufathmend gelangte ich ins Freie. Ein Gang mit Kapellen und Buden führte an den schmalen Fluß, das alte Gangesbett. In langen Reihen hockten hier vom Mond beleuchtete Gestalten; hagere Arme streckten mit leise gestammelter Bitte mir ihre Bettlerschälchen entgegen. Noch jetzt kamen Pilger, um sich in der Heiligen Fluth zu baden. Auf den steinernen, an den Fluß hinabführenden Stufen stand eine hell beschienene Männergruppe; eine Toga war kirschroth, die andere moosgrün, die dritte zimmetgelb; der Mondschein dämpfte den Dreiklang, ließ ihn jedoch klar erkennen. Am jenseitigen Ufer erhoben sich verwischte Baumgruppen, die mit der dunstigen Wasserfläche verschmolzen. Flackernde Lichtchen brannten vor den Altären; neben den vielarmigen ungeheuerlichen Hindugöttern stand ein milchweißer Buddha aus birmanischem Alabaster. Erstaunt betrachtete ich den sanften Gautama in dieser Umgebung. „Mem Sahib,“ sagte der Brahmane, „hierher kommen die verschiedensten Menschen und opfern so, wie es von ihren Vorfahren überkommen ist, auf verschiedene Art. Und einige opfern dem Gott Buddha, in dem sich unser Herr Wishnu einmal zu verkörpern geruhte.“ Er führte mich in den Opferhof hinter dem Tempel und zeigte mir die Pfosten, an die die Opferthiere gebunden werden. „An jedem Morgen sind es hundert bis hundertachtzig Ziegen; dazu kommen noch zwei bis drei Büffel.“ Mich schauderte; das Blut müsse ja hier in Strömen fließen, den Hof bedecken. „Das Blut,“ sagte der Priester mit glatter, einschmeichelnder Stimme, „soll ja auch fließen. So will unsere große Göttin Kali geehrt werden.“

Beim Kaiser Akbar.

Im letzten Abendroth erscheint jenseits von der Baumreihe eine lange Zinnenmauer mit Thoren und Kuppeln. Das ist Fatepur Sikri, Akbars Stadt. Der Zug hält; ein buntes Gewühl, Frauen in sattfarbigen Schleiern, Männer mit hellen Turbanen und Tüchern. Ich bin der einzige Europäer. Zwei tiefdunkle Träger werden mit meinem Gepäck beladen und gehen vor mir her; der Mond hat sich erhoben, die Träger, die Bäume werfen scharfgeschnittene Umrisse auf die blasse, trockene, mit

Steinblöcken bedeckte Erde. Wir nähern uns der Mauer des ehemaligen Schloßbezirkes, dem luftigen Kuppelhaus über dem Thor, betreten den dunklen Bogen. Hier waren die Kammern der Wächter, dort ihre steinernen Sitze. Danach kam das zweite Thorhaus, das der Musikanten; mit Cymbeln, Pfeifen und Trommeln wurde hier der Kaiser begrüßt.

Hart an der verfallenen Münze liegt das Rasthaus, in dem ich übernachten werde. Diese Regirung-Unterkünfte machen den Besuch abgelegener Orte in Indien leichter als in Europa. Man zahlt nach festen Sätzen, bringt seinen Diener und seine Bettsachen mit. Irgendeine Kleinigkeit ist in diesen Dak Bangalos immer überraschend. Im letzten erhielt ich eine herrliche messingene Waschschüssel; freilich: keine Matratze, nur die mit Gurten überzogene Pritsche. Hier sind die Räume ungemein hoch und groß, aber das noch nie gestopfte frisch gewaschene Tischtuch hat zwei Dutzend Löcher. Der Khitmangar, Haushofmeister, sieht immer gleich aus; hat die verwitterten Züge eines Araber-Sheikhs, hüllt die schlotternden Glieder in einen dunklen Kaftanrock, schlürft in gestickten Lederschuhen, spricht nur mit umständlichen Verneigungen und Salaamen.

Nach einer raschen Mahlzeit ging ich hinaus in die Mondscheinnacht. Am Thorweg zu den Palasthöfen erkannte ich die Thürflügelangeln, die alten Schwellsteine führen in den von Arkaden umgebenen Audienzhof. Schlichte, große Linien; Alles in indischem Stein aufgeführt. In der Mitte der Hauptwand springt der Kaiseraltan hervor. Ich betrat die alte Treppe; die Steingeländer überaus reizvoll und kunstvoll, spitzengleich durchbrochen. Hier saß Akbar; von allen Seiten des großen Audienzhofes waren die Blicke auf ihn gerichtet. Von diesem Altanbau gelangte ich durch einen kleinen, vom Kaiser benutzten Ausgang in den inneren Hof. In der Mitte erhebt sich sein Wohnhaus; er nannte es das „Haus der Träume". Ringsum Tag und Nacht rauschende, in Stein gefaßte Brunnen, gegenüber die „Halle der Andacht". Bogengänge und Terrassen führten in die Haremsgebäude. Einige dieser Verbindungsgänge sind verschwunden, sonst stehen noch alle steinernen vornehmen Gebäude, vom Mond verklärt, scheinbar noch makellos. Ueber ein Jahrzehnt hat Akbar seine prächtige Schöpfung bewohnt; wegen einer abergläubigen Furcht oder wegen mißlicher Wasserverhältnisse hat er sie dann verlassen. Fatepur Sikri blieb seitdem erstarrt und still.

Ich betrat die Stufen, gelangte in die Wohnräume des mächtigsten, größten und edelsten Herrschers, den Indien jemals hatte.

(Europa selbst hat nicht allzu viele, die neben ihm genannt werden dürfen.) In diesem Raum ließ Akbar sich täglich aus seinen Büchern vorlesen, brahmanische Vedas und buddhistische Werke, Zoroaster und die Evangelien der Christen. Auch alte und neue Geschichtwerke, alte und neue Dichter. Hier hat er seine Feldzüge geplant und volkswirthschaftliche Aufgaben durchdacht. Hier hat er geträumt. Rings um diese Wohnräume zieht sich eine Terrasse; oft berief er seinen ihm gegenüber wohnenden Hindu-Astrologen und betrachtete mit ihm die Sterne. Trotz dem Vollmondglanz sind die großen Sternbilder sichtbar: da steht der Orion, da brennt der Sirius, dort sind die Plejaden, dort die Hörner des Stieres. Den beiden Männern, die hier so oft saßen, waren sie wohlvertraut, zum Theil unter den auch uns so geläufigen Namen. Akbar wird den bestimmten Voraussagungen des Hofastrologen aufmerksam und doch skeptisch zugehört haben; manchmal richtete er sich nach ihnen, ohne doch so recht an sie zu glauben.

An die Sonne aber glaubte er; betete sie an. Inbrünstig, mit mystischer Verzückung. Früh am kommenden Morgen stand ich wieder hier auf der Terrasse, wo er, ernst versenkt, den Sonnenuntergang zu sehen liebte. Mir war, als hätte ich noch nie einen so schönen Aufgang erlebt. Die Ebene erstreckte sich dämmerig, dunstig, die feierlich steigende Sonne warf rothgoldenen Strahl.

Jetzt, im Mondschein, sah ich an der schmalen Terrassenthür die Löcher der Stäbe, an denen die Vorhänge einst hingen; berührte leise mit der Hand die Steinstufen, an denen seine seidenen Gewänder rauschten. Zwölf Jahre lang hat unter dieser Wölbung seine Stimme getönt. Harmonischer hat wohl niemals ein König den starren Ernst und die lächelnde Schönheit eines Palastdaseins ausgekostet. In seinen täglichen Gewohnheiten war er mäßig, feierte jedoch prunkende Feste. Weit und breit waren die Länder ihm unterthan. Seinen Freunden blieb er der Gefährte. Ein kühner Denker, aller geistigen Arbeit zugethan, dem Krieg, der Jagd, allen ritterlichen Spielen ergeben; schöne Frauen hat er geliebt. Jetzt ging ich an den Häusern der Sultaninnen vorbei; Alles totenstill, ausgestorben die Kaiserburg mit all ihren Säulengängen und Kuppeln und Thoren. Der mattgoldene Schein des südlichen Mondes fiel auf ein für sich stehendes Gebäude; die Säulen und Pfosten und Wände waren von zierlichstem Gerank umsponnen. Hier wohnte die „türkische Prinzessin". Daneben ist das Haus der Radshputprinzessin Mariam aus Ambar, reich bemalt; am Tage sind die an persiche Miniaturen erinnernden Fresken noch zu sehen. Diese Vermählung war ein Ereigniß. Noch

nie hatte eine Tochter der einheimischen Fürsten sich den islamitischen Eroberern geschenkt; noch heute ist es den Dynasten von Jaipur-Ambar und Jodhpur peinlich, an diese Ehe erinnert zu werden. Dort steht ihr Badehaus, ihr Gärtchen mit dem Steinbecken für ihre Lieblingsfische. Daran grenzt das Hauptserail, ein mächtiger, reich verzierter Bau. Hier thronte die Kaiserin Rakiya, Enkelin des großen Babar, dessen Enkel auch Akbar war. Alle Ehren wurden ihr zu Theil. Am Liebsten weilte Akbar wohl im Schmuckkästchenbau der türkischen und der Radshput-Prinzessin.

Ich kam in die „Halle der Andacht". Der seltsame Schauplatz für Versammlungen, wie es nie ähnliche gab. In der Mitte saß an Donnerstagabenden Akbar auf einer kleinen, von gewaltigen Pfeilern getragenen Estrade. Vier Steinbrücken mit durchbrochenen Steinschranken führten zu den umlaufenden Galerien. Auf jeder Galerieseite saßen Vertreter der verschiedenen Religionen: Musulmanen, Brahmanen, Buddhisten, Anhänger des Zoroastra oder auch Jesuiten. Hochgebildete Männer und schlichte Zeloten; Theologen, Philosophen und Dichter. Wahrscheinlich war gegenüber den Platz seines Lieblingministers Ab ul Fazl. Der warf immer neue Fragen und Probleme auf; die Weisen und Heiligen ereiferten sich und fluchten, wenn feinere Entgegnungen nicht verschlugen. Akbar hörte interessirt und skeptisch zu; er war leidenschaftlich mystisch-religiös, konnte jedoch in keiner Religion befriedigende Aufschlüsse finden, keine vermochte ihm die Zukunftsräthsel zu lösen.

Schonunglos wurde auch Bedenkliches erörtert. Obwohl Akbar von der Mutterseite her vom Propheten abstammte, wurde dessen Privatleben zergliedert und nicht einwandfrei befunden; gewiß zu besonderer Freude des geistvollsten, witzigsten Herrn am Hofe, des Hindu-Ministers Radsha Birbal. In dieser „Halle der Andacht" wurde das merkwürdigste Schriftstück dieser Regirung verlesen und besprochen: das, in dem Akbar die Obergewalt in allen geistlichen Angelegenheiten zuerkannt wurde. Hierdurch wurde er Kaiser und Papst zugleich. Selbst die grimmigen Orthodoxen mußten den Erlaß unterschreiben; ihre hageren Hände werden dabei gezittert haben.

Nach solchen Zusammenkünften begab sich der Kaiser diese schmale Steintreppe hinunter in einen Frauenpalast oder in sein „Haus der Träume". Die Anderen zerstreuten sich. Ich ging nun den Weg, den Ab ul Fazl, der Geschichtschreiber, und der zartfühlende Dichterbruder Faizi, Akbars nächste Freunde, wandeln mußten. Dort liegen ihre Steinhäuser, mit Säulenvorräumen,

mit Dachterrassen. Auf dem Heimweg werden sie noch lange gesprochen haben; wir wissen, wes Geistes Kinder sie waren. „O Gott," hat Ab ul Fazl geschrieben, „in jedem Tempel erblicke ich Diejenigen, welche Dich erblicken."

Nun kehrte ich durch den schweigsam öden Audienzsaal zurück. Im scharfen Mondlicht wirkte Alles unwahrscheinlich; und doch lebt die Vergangenheit hier wie an wenigen Stätten der Welt. Der Rahmen ist fast unberührt geblieben, die Gestalten der Toten sind uns vertraut. Ich war wieder am Thor. Auf dieser Steinbank saßen die Wächter, haben in Mondnächten die auf der Terrasse wandelnde Gestalt des Kaisers Akbar erblickt, haben mit gedämpfter Stimme über ihn gesprochen.

Die Festung von Daulatabad.

Nach Tisch ging ich mit einer Cigarette noch etwas ins Freie, während im Wartesaal mein Lager gerichtet wurde. Denn in Indien giebt es auf jedem Bahnhof Wartesäle mit langen Diwanen und Baderäumen, in Indien reist Jeder mit seinem Diener und mit Bettsachen, kann deshalb überall nächtigen.

Vor dem Bahnhof lagen auf dem Boden mumienhaft in ihre Lakentücher gehüllte schlafende Gestalten. Andere hockten, leise plaudernd, ihre Hukka rauchend, in Gruppen zusammen. Noch lange wird kein Zug erwartet, doch stellt man sich zeitig ein.

Die Luft war lau und mild, in der Helle bildeten die unnahbar schroffen Bergkuppen langgezogene dunkle Massen. Nachtfriede; die gelben Vögel, die ich zuvor in Schwärmen auf den gelbblühenden Kassiabüschen gesehen hatte, schliefen, nur die Cikaden zirpten und von den fernen Hütten drang eintöniger, rhythmisch betonter Gesang. Am Weg waren einige Mattenhütten aufgeschlagen; sie gehörten wohl wandernden Familien, die hier an der Straßenausbesserung arbeiten. Noch hockten einige Gestalten um das Herdfeuer, andere lagen auf dem Boden, leblos schwarze Umrisse. Vor der Hütte standen aufgestapelte Karren und neben ihnen lagen still taubengraue und weiße Kühe, sanfte, vielgeliebte Mitglieder der Familie.

Dann erhob sich der Festungberg, eine uralte, von der Natur gegebene Festung; senkrecht fallen die Granitwände rings herab, bilden aufgethürmte Wälle. Daulatabad ist eine Hindu-Trotzburg aus dem neunten Jahrhundert; einst wars die Hauptstadt eines kleineren Reiches. Immer werden die kriegerischen Leistungen der „sanften", der „schlaffen" Hindus übersehen. Gewiß wurden sie schließlich überwunden, wie auch die Sieger schließlich erliegen

(denn ohne Einbuße verlebt kein Volkstamm Jahrhunderte in den Tropen). Aber fast in allen Zeiten waren die Hindu gefürchtete und tapfere Feinde.

Mit genialer Kunst hat die Yadawa-Dynastie diese Burg befestigt. Erst Außenmauern, dann ein tiefer Graben, eine gewaltige mit Bastionen versehene Mauer, dahinter eine zweite. Vom Eingang aus führen schmale Gänge durch ein Labyrinth von Thoren und Thorhäusern hinauf. Jetzt zieht eine steile, enge Kluft sich um den inneren Felsen, gelbgrünes, träges Wasser liegt unten; an dem schroffen Absturz ist jedoch ersichtlich, wie hoch es einstmals stand. Zwei Brücken überspannten den Abgrund; die obere ist verschwunden, die untere erhalten und ich ging auf den alten Steinplatten zwischen der alten Steinbrüstung hinüber. Dann führte ein eng gewundener Weg mitten durch den Burgfelsen nach den oberen Terrassen. Vor mir im rothbraunen Rock der Führer; er leuchtete mit einer Fackel. Hier und da waren kleine eingelassene Nischen mit rothangemalten Hindugöttern. Nichts hatte sich geändert. Und wo diese Tunnelung aufhörte, wurde einst ein schwerer Eisenplattenmantel über die Mündung gerollt. Er wurde glühend erhitzt: gelang es dem Feind, durch die Thorhäuser über die Schlucht in den Tunnel zu gelangen, hier würde ihm die sengende Hitze entgegenschlagen, hier mußte der rothglühende Eisenmantel jedes Vordringen vereiteln. Noch sind Theile der Eisenplatte, noch die schräge Eisenrille, auf der mit kleinen Rädern der Mantel herunterrollte, zu sehen. Athemlos hatte ich am Nachmittag Alles betrachtet. Diese Festung ist nie bezwungen worden.

Zwei große Gestalten spuken um die Mauern von Daulatabad. Zuerst der furchtbare mohammedanische Sultan Alauddin. Ende des dreizehnten Jahrhunderts umzingelte er die Festung; da sie nicht zu erobern war, einigte er sich mit dem Radsha: nach Empfang einer großen Summe wolle er weiterziehen. Aus diesen Thoren brachte man die Schätze: 25 000 Pfund Pfund Silber, 15 000 Pfund Gold, 175 Pfund Perlen und 50 Pfund Diamanten. Noch enger ist Mohammed Tughlak, ein furchtbarer Held, ein verhaßter, aber genialer Herrscher, mit der Festung verbunden. Hier ersah er sein Ideal einer Hauptstadt und befahl (Mitte des vierzehnten Jahrhunderts) den unseligen Einwohnern des großen, blühenden Delhi, ihre Heimath aufzugeben und hierher zu ziehen. Es war eine vierzigtägige Reise. Mit Jammern und Wehklagen machten sie sich auf den Weg und siedelten sich um den Festungsbezirk an. Noch heute stehen die gewaltigen Ringmauern und Thorhäuser. Dieser mächtige Felsberg erinnert merkwürdig an

den Ernst, an die fast egyptische Linie der Festung Tughlakabad bei Delhi und an Tughlaks großartiges Grabmal. Wie viele seiner Gewaltthaten, so blieb auch diese Verlegung der Hauptstadt ohne Nachwirkung. Was noch lebte (auf dem mühsäligen Weg waren Tausende geblieben), kehrte nach langer Verbannung in die inzwischen fast verfallene Heimath zurück.

Deutlich konnte ich den durch Thore und Wälle bezeichneten Aufstieg erkennen. Hinter dem vorstehenden Felsen liegt der unsichtbare Quellbrunnen der Burg, hoch oben das weißschimmernde Lusthaus des Kaisers Schah Jehan. Auch Tughlaks Palast stand vermuthlich dort. Ueber dem Hauptportal wehte eine vernachlässigte helle Fahne, die des Landesherrn, des Nizam von Haiderabad. Alle paar Jahre besucht er diesen entlegenen Winkel seiner Gebiete auf ein paar Stunden. Wie die herumführende Wache mir erzählte, brachte der vorige Nizam immer dreihundert Damen mit. Der neue, junge Nizam, der erst vor wenigen Wochen hier war, begnügt sich jedesmal mit hundertundfünf Frauen.

Marie von Bunsen.



Himmelhannes.

Die Kinder trippeln nach der Schule. Rothe, grüne, blaue Zipfelmützen wackeln auf der Landstraße dahin. Bunt schaut es aus. Dazu das goldige Laub, das sie mit ihren Füßen vorwärtsschurren; wie Funken stieben die gelbrothen Blätter. Lichte Wolken am Herbsthimmel. Gerade steigt die Sonne über den Berg, bescheint die Kleinen und begleitet sie freundlich thalwärts in das Städtchen, das Schulhaus. Weiß getüncht die Wände, blank geputzt Tische und Bänke. In der langen Ferienzeit war Alles frisch hergerichtet worden. So schaut auch der Lehrer aus; fröhlich empfängt er die Kinder.

Mathias Schmidt ist schon lange im Amt, wohlangesehen, beliebt bei Kleinen und Großen. Alle kehren gern bei ihm ein, holen sich guten Rath und empfangen stets Etwas, das sie wie ein Geschenk nach Haus tragen. Versetzungen in größere Städte hatte er bescheiden, aber energisch abgelehnt. Er liebte seine Scholle, seine Kinder, sehnte sich nicht hinaus in die weite Welt, war zufrieden im Winkel seiner erfolgreichen Thätigkeit. Ja, er liebte seine Heimath; und diese Liebe ver-

pflanzte er ins Kindergemüth. Jünglinge, Männer, Mädchen und Frauen waren immer wieder zurückgekehrt, hatten sich, wenn ihr Beruf sie noch so weit, in ferne Erdtheile, fortgeschickt, wieder blicken lassen: und Alles kam zu Mathias Schmidt, um ihm die Hand zu drücken. Das war sein Erfolg. Mehr wollte und brauchte er nicht. Sie kamen wieder, die er als Kinder erzogen, erwachsene, gesunde, tüchtige Menschen. Das machte ihn glücklich.

Als hätte der Himmel sein Blau ihm in die Augen geschenkt, von solch schöner Farbe waren sie. Die Eltern starben früh; so hatte Mathias Schmidt, da seine Ehe kinderlos blieb, die kleine Waise Johannes Frohleidner zu sich genommen. Die blauen, guten Augen hatten es ihm angethan.

Vater Mathias und Mutter Marie hatten denn auch ihre Freude an dem Buben. Wie gesund und hübsch er sich entwickelte! In der Schule nur war es nicht ganz so. Hannes war eher zerstreut als aufmerksam. Gern schaute er zum Fenster hinaus. Sein Blick war zu den Wolken gerichtet, die dahinzogen. Oft mußten da Ermahnungen folgen. Das Himmelanstarren durfte nicht Gewohnheit werden.

Wie zur Strafe hatte ihn Vater Mathias bei einer solchen Gelegenheit Himmelhannes genannt; und schnell hieß er so nun auch im Mund seiner Kameraden. Das hatte wohl Erfolg. Fragte man ihn aber nach Etwas, so kam nicht gleich die Antwort: Hilfe suchend, sahen die blauen Augen hinauf, als wollten sie von oben die Antwort herunterholen. Etwas war doch hängen geblieben; und der Himmelhannes, trotz allem Bemühen, nicht mehr abzuschütteln. Schließlich gewöhnten sich Alle daran. Das im Ernst geprägte Wort wurde sogar zu einer kleinen Schmeichelei, denn Uneingeweihte, Gewitzigte verstanden bei dem ersten Blick, den sie mit Himmelhannes wechselten, was damit gemeint war. Die schönen blauen Augen hatten ihren Erfolg. Gar erst, als Johannes ein junger Mann geworden; o wie verliebt schauten da die Mädchen den feschen Burschen an! Lottchen besonders. Oft war sie im Garten zu sehen, wenn Hannes sich dort zu schaffen machte. Das dunkle Lottchen mochte zum blonden Johannes gut passen. Aber der eben erst dem Kindesalter Entwachsenen war es wohl eher eine liebe Tändelei; oder bettet milder Windhauch ein Samenkörnchen in aller Stille sicherer, sprießt es dann beim ersten warmen Sonnenblick überraschender empor?

Vater Mathias vergaß nicht, seinen Pflegesohn früh in die Lehre zu geben. Handwerk hat immer einen goldenen Boden, dachte er; dachte auch der wohlhabende Schlossermeister Treuberg. So wurde denn ein glückliches Abkommen zwischen ihnen geschlossen und der kräftige Himmelhannes stand bald dem Meister gut zu Diensten.

„Arbeit macht das Leben süß.“ Das hätte man getrost über Feldeck schreiben können, das so freundlich im Thale lag und so fleißig fröhliche Menschen barg. Man wünschte sich nichts Besseres. Das kündete denn auch der Pastor am Sonntag von der Kanzel: In der Ar-

beit, im Gebet dankbar sein für jeden Tag, den der liebe Gott in Frieden beschieden.

Da trat etwas Unerwartetes, Schreckliches ein ... Der Krieg.

„.... was hier so brennt?“ Das war der Abschiedskuß Himmelhannesens auf Lottchens Lippen. Je länger der grausame Krieg dauerte, um so stärker wuchs ihre Sehnsucht, ihn wiederzusehen. Untröstlich wurde das junge Mädchen, die ihre und seine Liebe in sich trug. Verschlossen und traurig welkte sie hin. Trübe Ahnungen raubten ihr den Schlaf. Scheu mied sie die Menschen.

Eine bleierne Wolke legte sich auf das sonst so fröhlich, arbeitsame Feldeck. Still und träg ruhte es im Winkel.

Die Jungen waren schon längst alle draußen, wo hart gekämpft wurde; jetzt kamen auch die Aelteren an die Reihe. Schweren Herzens zog manch' Familienvater von dannen.

In großen Städten bieten Theater, Konzerte, Kinos Zerstreuung, Musik berauscht in weiten Bierhäusern die Sinne und läßt andere Gedanken aufkommen. Hier, im kleinen Städtchen, gab es nur eine Frage: Was wird werden? In der Arbeit, im Gebet dankbar sein für jeden Tag, den der liebe Gott in Frieden beschieden. Wo war die Arbeit, wo der Friede? Beide fehlten. Nicht leicht hatte es der Pastor, tröstende Worte zu finden; da mußte der Choral herhalten. Singend belebte, bethätigte man sich besser; kein Verslein wurde ausgelassen. Selbst der lange Karl, der selten in die Kirche kam, mischte nun den knarrenden Baß ergeben in den Gemeindesang.

Der Zuversichtlichste war Mathias Schmidt; fest glaubte er an den Sieg. Und wenn die kleinen, keuschen Kinderstimmchen in der Schulstube jubelnd: „Deutschland, Deutschland über Alles“ erschallen ließen, war ihm, als grüße Gott, der Gutes nicht zu Schanden werden lasse, von oben segnend herab.

Wo war Himmelhannes?

Anfänglich im Westen. Viele Feldpostkarten schilderten mit wenig Worten Begeisterung, Sieg, nahen Frieden: „Ich bin gesund“: so schlossen sie und Das war die beruhigende Hauptsache für Vater und Mutter. Still nahm es Lottchen hin.

Eine große, lange Pause entstand. Da kam eines Tages eine recht unleserliche, verwischte Feldpostkarte, aus der nur das Wort „verwundet“ herauszufinden war. Schnell bewahrte sie Mathias für sich in der Brusttasche. Dort hämmerte es aber manchmal so stark, daß er die trübe Nachricht nicht länger geheim halten konnte; traurig, doch gefaßt theilte er sie seiner Frau mit. Die Sorge war groß. Himmelhannes verwundet! Alle Schritte wurden gethan, um Gewißheit zu erlangen.

Räthselhaft ist das Schicksal im Kriege; der Zufall spielt da oft wunderlich.

Doktor Werner, der Arzt, brachte vom Regirungsitz die Mel-

dung, daß eine Anzahl Verwundeter in Feldeck untergebracht werden müsse. Da kam Leben in das Städtchen. Das Schulhaus wurde gleich zum Lazaret hergerichtet. Alle Hände waren thätig; keine fehlte. Und wie der Wind die Flamme facht, so geschwind wuchs der Eifer zum Hilfewerk.

Auf der Liste, die Doktor Werner schon mitgebracht hatte, stand als „schwer verwundet“ auch Johannes Frohleidner.

Geht man aus der Stadt die Landstraße eine gute Strecke bergan, biegt rechts der Weg nach dem Kirchhof ab, der sich an den Tannenwald lehnt. Von hier genießt man eine liebliche Rundsicht auf das Hügelland, das Städtchen und den in der Ferne silbern dahingleitenen Fluß. Dort oben am Wald hatte man Lottchen gebettet, mit ihr ein allzu junges Wesen, das sicher tiefblaue Augen gehabt hätte, wie ... Niemand wußte Das. Lottchen konnte schweigen. Die Qualen, die sie heimlich allein tragen zu müssen glaubte, mehrten ihr Leid, das bei dem herannahenden Wiedersehen mit Himmelhannes sich bis in eine an Wahnsinn grenzende Angst steigerte. Ihr zarter Körper konnte das Schüttelfieber nicht mehr ertragen. All die Erregungen hatten das arme, gequälte Herz stillstehen heißen.

So war das Samenkörnchen wohl in aller Stille gekeimt, aber der kalte, erbarmunglose Tod hatte es überrascht und schnell vernichtet.

Mit behender Umsicht hatten Dr. Werner und der ihm zugetheilte Militärarzt das Schulhaus in ein wohleingerichtetes Lazaret umgewandelt. Da lagen nun die Verwundeten. Himmelhannes war wieder zu Haus. Mit der großen Binde um den Kopf saß er schon einige Stunden am Tag im Lehnstuhl. Seine kräftige Natur hatte ihm dazu verholfen. Eine Operation war gleich nach der Verwundung, noch im Felde nöthig. Der Shrapnellsplitter mußte schnell entfernt werden. Von Alledem wußte er nur traumhaft. Besinnunglos, blutend war er im Graben von den Sanitätsoldaten gefunden worden. Das hatte man ihm erzählt. Auch Dies nur undeutliche Erinnerung. Kam er dann in helleres Bewußtsein, so war es doch dunkel vor ihm; die Binde bedeckte die Augen und die Wunden schmerzten. Glückszufall, die Bestimmung des Oberstabsarztes, hatte ihn in die Heimath zurückgebracht. Er war wiedergekommen. Zu Haus.

Vater Mathias und Mutter Marie hatten die schwerste Prüfung zu bestehen. Ihr Himmelhannes kam ihnen nicht jubelnd entgegengelaufen, fiel ihnen nicht stürmisch um den Hals. Auf die Bahre gestreckt, suchte er sie mühsam tastend zu finden, um ihnen den heißen Kuß auf Mund und Wangen zu drücken. Das gab Weh. Aber er war doch wieder da. Sie wollten ihn pflegen und Alles sollte wieder gut werden. Das gab zunächst wenigstens Trost.

Lottchen und Himmelhannes hatten sich tief in die Augen geschaut; damit war ihr Glück besiegelt. Und dieses kurze Glück sollte nun, leicht

wie Glas, gebrochen sein; zerbrochen für immer? Lottchen sollte er niemals wiedersehen.

In schweren Gedanken ließ Himmelhannes den Kopf sinken. Der Doktor hatte dem viel sinnend Sitzenden Bewegung im Freien empfohlen. Der Frühling zeigte die ersten Knospen an Baum und Strauch.

Im Schulhaus, das er kannte, fand sich Himmelhannes schnell zurecht; im Freien aber hatte Das seine Schwierigkeit. Dem sonst schnell und munter Dahinschreitenden war das langsame, unsichere Vorwärtstasten ein quälender Zwang, zumal er Hilfe dabei durchaus nöthig hatte. Die große Binde durfte ja nicht entfernt werden, bevor die Wunden ganz geheilt waren. So befahlen die Aerzte. Also in Geduld sich fügen.

An einem milden Morgen hatte er sich auf den Friedhof hinauf führen lassen. Blumen, die sie so liebte, wollte er ihr aufs Grab legen.

Langsam schritt Himmelhannes, von einem anderen Krieger geleitet, den schmalen Weg durch die Hügelreihe empor. Da, als wüßte er den Platz, blieb er stehen, nahm die Mütze ab und kniete nieder ... Er hatte sie wiedergefunden. In stillem Gebet sprach er zu Gott; und zu ihr.

Zitternd legte er die Blumen auf den Hügel; tastete nach der Stelle, wo ihr Herz ruhen müsse. Dabei streifte seine Hand die zarte, junge Rasenfläche; streichelnd wiederholte er die Bewegung, als glätte er Lottens dunkles Seidenhaar.

Die große Binde durfte noch immer nicht fallen. Auf dem Schulhof saß Himmelhannes und lernte ein neues Handwerk: Korbflechten.

Mutter Marie konnte dabei die Lehrmeisterin spielen. Wenn die gebogenen Weidenruthen in den noch unkundigen Händen widerspenstig wurden, dann gab es fröhliches Gelächter. Der kräftige Himmelhannes knickte und knackte Alles entzwei. Dies Handwerk frommte ihm nicht.

Der Frühling war in vollster Blüthe; hinten im Garten ein stilles Plätzchen unter dem Nußbaum: da saß es sich gut. Leiser, feiner Duft durchzog die weiche Luft; die Sonne schien so warm auf die Hände, die Himmelhannes auf das Knie gelegt hatte; wohliges Gefühl durchströmte ihn und ein sehnsüchtiger Wunsch, ein unwiderstehliches Verlangen drängte sich in ihm auf: Nimm die Binde ab! Vorsichtig löste er die Nadeln. Behutsam entfernte er, was ihn schon so lange im Dunkel hielt ...

Oben in der Stadtkirche, vor der Orgel, sitzt ein kräftiger Mann. Der Kopf ist nach vorn gebeugt. Große schwarze Augengläser schützen das Gesicht.

Der blinde Himmelhannes spielt stark und sicher: „Eine feste Burg ist unser Gott.“

Scharfling am Mondsee. **Paul Kalisch.**

Anzeige.

Die Aktion. Wochenschrift für Politik, Literatur, Kunst, herausgegeben von Franz Pfemfert.

Aus einer Lyriksammlung, die, nicht zum ersten Mal, erweist, daß diese reinliche, dem Sozialismus nahe Zeitschrift nicht in den Versuch (Tüchtigerer) abgeglitten ist, ihr Wesen der Kriegskonjunktur anzupassen.

Am Meer.

Ich stehe im Frieden am silbernen Meer.
Die Stille verdeutlichen Silberdelphine.
Was unterdunkelt das heilvolle Schweigen?
Alles entzückt mich.

Götter, beschreitet Ihr wieder die Höh?
Das Mittelmeer bleibt und belacht seine Würde.
Sohn dieser Weihe, Du solltest erbeben!
Horche und leide.

Theodor Däubler.

Der Dichter spricht.

Erhabene Zeit! Des Geistes Haus, zerschossen,
Mit spitzem Jammer in die Lüfte sticht.
Doch aus den Rinnen, Ritzen, Kellern, Gossen
Befreit und jauchzend das Gezipfer bricht.

Das Einzige, wofür wir einig lebten,
Des Bruderthums in uns das tiefe Fest,
Wenn wir vor tausend Himmeln niederbebten —
Ist nun der Raub für eine Rattenpest.

Die Dummheit hat sich der Gewalt geliehen,
Die Bestie darf hassen: und sie singt.
Ach! Der Geruch der Lüge ist gediehen,
Daß er den Duft des Blutes überstinkt!

Das alte Lied! Die Unschuld muß verbluten,
Indeß die Frechheit einen Sinn erschwitzt!
Und eh nicht die Gerichtsposaunen tuten,
Ist nur Verzweiflung, was der Mensch besitzt.

Franz Werfel.

Herbst.

Die Jahre überschneiden sich.
Gehörnte Gräber stieren uns an;
Der Wind weht dünn. Länder entvölkern sich,
Gedanken filtern langsam ins Graue.

Aber die Laube ist immer noch die selbe,
Wir trinken einen toten Wein

Und folgen den Bewegungen des Vergessens,
Die süßer sind als die Erinnerung.

Rauch duftet fern und traurig.
Duftet so stark, daß man drin einschlafen könnte.
Wer wird uns in der Dunkelheit heimsenden,
Und die Hunde, die so laut bellen?

Wilhelm Klemm.

Vorwort zu einem der russischen Dichtung gewidmeten Heft:

Sehr geehrter Herr Pfemfert, Ihres Willens, der russischen Dichtung ein Heft zu widmen, muß, gerade in diesen Tagen, der nicht durch ihr Erlebniß vom Sehnen in Kunst, vom Drang ins Bad seltsam duftender Kultur völlig Verwaiste sich in Herz und Hirn freuen. Solches Sehnen, solchen Drang nannten die zwei herrlichsten (einander vielfach feindlichen) Welten unserer Heimath, Goethes und Fritzens, deutsch; wir wollens, allen Gewalten zum Trotz, wieder so nennen und aus der Frommheit, die noch im Gottlosen leben kann, beten, daß der Deutsche im weitesten Vaterland sich wahre, was im schmalsten ihm Stolz und Segen, Trost und Fittich war.

Ihren Ruf zur Reise in Rußlands Seele fasse ich nicht als einen zur Abkehr vom Licht, von allzu grellem, des Tages auf. Goethe (der nicht am Schreibtisch Schlachtlieder erschwitzen, nicht die auf dem Kampfgefild nothwendige Hirnkurzsicht mit der Feder in Staarblindheit steigern, mit Tinte das Wesensgewand der Zufallsfeinde besudeln mochte) verstopfte dem Kriegsgelärm sein Ohr und vergrub sich in chinesische Literatur. Warum ers thun mußte, begreifen wir heute tiefer als je zuvor; daß ers that, zwingt uns in neue Ehrfurcht vor der Majestät seines Menschenverstandes. Ihr Ruf aber weist nicht in ein China, das mit unserem Tag, mit dem unser Tag nichts gemein hat; sondern kann in hellere Erkenntniß Dessen, was ist und sein wird, weil es sein muß, führen. Wer Dostojewskij kennt (seine Dichtung, nicht seine Schriften über Politik, die manchmal thöricht, manchmal kindhaft genialisch, immer „interessant“ sind), Der kennt Rußland, Menschheit und Land, gründlicher als Einer, der mit dem Auge kühler Vernunft diesen Erdtheil, diesen kalten Orient durchreist und alle „Enthüllungen“ aller noch nicht und doch schon makulirten Preßpapiere daraus in sein Schlündchen aufgenommen, alle Suppen aus allen Meinungsküchen gierig gelöffelt hat. Nicht der Verstand (so sprach, wenn mein Gedächtniß nicht irrt, Tjutschew): nur das Herz kann Rußland verstehen. Wers verstanden hat, weiß, weshalb ihm, auch jetzt, wie so oft schon, der Sieg versagt ward. („Damit eine Explosion entstehe, muß das Kleinste und Größte, das Schwächste und Stärkste im Funken sich selbst gesagt haben: Entweder Ich oder Keiner: ein Satz von Dmitrij Mereschkowskij.) Wers verstanden hat, fühlt, wohin es, lässig im Vertrauen auf die unbrechbaren Waffen Zeit und Raum, schreitet; größer im Leid als unter dem Zwang zur That; weich und dumpfsinnig; mit dem

Kindshang, Alles zu sehen, als sei das Licht des Schöpfungtages noch nicht verglüht; frommer Träume voll und zu den wildesten Fanatismen doch rüstig, wenn ein Föhn ihm die Seele aufgewirbelt hat.

Von Puschkin, dem Romantiker, der Tropenblut in den Adern hatte und trotz beiden fremden Saftsträngen Russe blieb (deshalb auch ganz anders dreinschaut als Byron, Musset und deren Vettern), zu Gogol, dem Vater russischer Lebensdichtung („Wir kommen, Alle, aus Gogols ‚Mantel'": Turgenjew), zu Tolstoi, Dostojewskij, Nekrassow: Rußlands Dichtung ist Rußlands Hochgebirg. Auf solcher Höhenwanderung wird unser Blick heller, unsere Fühlfähigkeit stärker, unser Menschlichstes reiner. Saltykow-Schtschedrin, der Europäer, Westler („Sapadnik"), Turgenjew, Gontscharow, Garschin, Tschechow, Gorkij, Andrejew, Bjelij, Mereschkowskij (das kräftigste dichterisch konstruktive Talent, das in der buntesten Polyphonie tönende Hirn in dem Rußland von heute): liebliche Anmuth besonnter Steppe, düster umnebeltes Hügelland, des Mittelgebirges quickende Luft; der innerste Schrein des Menschenwesens thut sich auf, Wölfe heulen, ein Vögelchen schluchzt... Die Entdeckung russischer Dichtung dünkt mich das fruchtbarste Ereigniß im Kunstreich der Zeit, die dämmerte, als Bonaparte an den Britenfels geschmiedet und Bismarck geboren wurde. Um unersetzliche Werthe wäre unsere Welt ärmer, wenn Raskolnikow, Myshkin, die Brüder Karamasow, Anna Karenina, Peter Besuchow nicht in ihr athmeten, wenn all die feinen und schrillen Klänge des Saitenspieles, das Puschkin stimmte, verweht, all die toten Seelen seit Gogols Vision nicht in Leben erwacht wären. Ohne den Eindrang, den fortwirkenden Einfluß der Russenkunst sähe auch im Westen jede Gestalterprovinz anders aus, als sie nun ist; sogar das dem Slawengenie ferne, von ihm nie in ein Gipfelwerk gesteigerte Drama. (Strindberg; der Ibsen der Wildentenperiode; Deutschlands „naturalistische" Theaterstücke; Herr Shaw, den Tolstois Napoleon in der Badewanne, Tolstois vor einer Jauchzermenge Zwieback zerkrümelnder Alexander die ungeheure Verwegenheit zur Heldenbekitzelung lehrte.) Das Verhängniß des Deutschen, daß er nicht Psychologe ist und am Liebsten sich selbst als Norm aller aufrecht schreitenden Kreatur nimmt, sperrt ihm auch die Einsicht, daß des Russen Geistesorganon anders als seins arbeitet, wägt und gesellt, scheidet und spaltet; daß es alles Konventionelle, alles nur dem irdischen Nutzen Dienende aus der Tiefe des Urtriebes verachtet; von Träumen umspült, umfluthet ist wie die Erdfeste vom Ozean; den Emsigen, Strammen, Korrekten, Pünktlichen, nie in Traumdunst Versponnenen, als den zum Daseinskampf Tauglichen, den schneller vorwärts, an den Trog mit fettem Futter Kommenden, dumpf, doch inbrünstig haßt.

Ihre Symphonie russischer Dichterstimmen wird den Deutschen, der noch (für Anderes als Sprengstoffliches) Ohren hat, Etwas von der Welt ahnen lehren, die nur aus wüstem Rausch, niemals aus gelassener Ruhe den Tollmuth zu der Losung gebar: „Ich oder Keiner."

In hoher Schätzung bin ich Ihnen ergeben Harden.

Herausgeber und verantwortlicher Redakteur: Maximilian Harden in Berlin. — Verlag der Zukunft in Berlin. — Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. in Berlin.

Bilanz zum 30. Juni 1915.

Aktiva.	M.	pf	Passiva.	M.	pf
Grundstücks-Konto	1 263 281	80	Aktien-Kapital	9 900 000	—
Gebäude-Konto	2 328 000	—	Vorzugs-Aktien-Kapital . .	13 200 000	—
Patent-, Erfindungs- und Versuchs-Konto	1	—	Reservefonds	5 216 289	45
			Kreditoren	7 970 760	67
Inventar	100 000	—	Dividenden-Konto	4 850	—
Werkzeug und Maschinen .	100 000	—	Aval-Konto	230 000	—
Elektr. Anlagen u. Apparate	100 000	—	Wohlfahrtsfonds	438 258	68
Haus-Einrichtung	1	—	Reserve zur Verfügung künftiger Generalversammlgn. .	3 621 694	60
Fabrik-Einrichtung	100 000	—			
Bankier-Guthaben	7 702 555	52	Talonsteuer-Reserve	79 200	—
Debitoren	14 936 473	26	Wehrsteuer-Beitrag	57 128	—
Hypotheken-Konto	594 500	—	Hypotheken-Konto	1 033 300	—
Beteiligungen und Effekten .	15 047 706	04	Gewinn-Saldo	5 397 594	92
Waren-Konto	4 019 549	62			
Kassen-Bestand	71 533	63			
Wechsel- u. Scheck-Bestand	73 933	99			
Vorausbezahlte Prämien . .	124 620	46			
Aval-Konto	230 000	—			
Kautions-Konto	356 920	—			
	47 149 076	32		47 149 076	32

Gewinn- und Verlust-Konto.

Soll.	M.	pf	Haben.	M.	pf
Handlungs-Unkosten-Konto .	4 810 555	33	Vortrag vom Vorjahr . . .	2 029 288	04
Steuern-Konto	765 101	14	Geschäftsgewinn 191/154 . .	9 302 973	15
Abschreibungen	359 009	80			
Bilanz-Konto: Reingewinn	5 397 594	92			
	11 332 261	19		11 332 261	19

Die für das Geschäftsjahr 1914/15 auf **25% = M. 250** für die **Stamm-Aktie** und auf **5% = M. 50** für die **Vorzugs-Aktie** festgesetzte **Dividende** gelangt gegen Einreichung der betreffenden Dividendenscheine bei der **Gesellschaftskasse**, Ehrenbergstrasse 11/14 und bei den Herren **Koppel & Co. Bankgeschäft, Berlin,** Pariser Platz 6, zur Auszahlung.

Berlin, den 1. Dezember 1915.

Deutsche Gasglühlicht Aktiengesellschaft

(Auergesellschaft.)

Dr. Blau. Feuer. Meinhardt. Müller. Remané.

Für Inserate verantwortlich: D. Brasch. Druck von Paß & Garleb G. m. b. H. Berlin W. 57.